

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 16 (1926)
Heft: 27

Artikel: Die Geschichte des Heinrich Lentz [Fortsetzung]
Autor: Huggenberger, Alfred
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-641560>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 05.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 27
XVI. Jahrgang
1926

Bern
3. Juli
1926

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern
Redaktion: Dr. Hans Bracher, Muristraße Nr. 3 (Telephon Christoph 3142); Jules Werder, Neuengasse Nr. 9 (Telephon Bollwerk 3379)

Rosenzeit.

Von Frieda Schmid-Marti.

Gelbe Rosen.

Trunken ist die Nacht vom Duft	Süß und betörend täuschtest du mich, Nacht! —
Der gelben Rosen.	Das macht der Duft
Aus wirrem Schlaf bin ich erwacht.	Der lockt und ruft, —
Der Jugend Rosenzeit hat mir im Traum gelacht. —	Der Duft der süßen, gelben Rosen . . .

Rote Rosen.

Dunkle Rosen in den Händen	Sommer — ach — die roten Rosen
Schritt der Sommer mir entgegen,	Sehnen sich nach junger Lippen Kosen. —
Wollte mir in heißer Freude	Siehst du wie sie still vergluten,
Junger Liebe zartes Sinnbild spenden.	Lautlos Kelch um Kelch bei mir verbluten.
Legte mir die holde Purpurgabe	— Dunkle Rosen wollen glüh'n an heißen Herzen,
In die harten Arbeitshände,	Wollen flammend sterben, wie der Weihnacht Wunderkerzen.
Daß sich Herz und Auge daran labe. —	
— Mir laß' einst als Gruß und letzte Wandergabe	
Stille, weiße Rosen blüh'n auf meinem Grabe.	

Die Geschichte des Heinrich Lenz.

Von Alfred Suggenberger.

2

Zweites Kapitel.

Das Versprechen in der Sanftstube.

Heinrich brachte auf die teilweise Ausführung dieser Vorläge nicht allzu lange zu warten. Sowie seine Schultern breiter und die Fäuste härter wurden, gaben ihm die kleinen Knabenschlachten hierzu erwünschte Gelegenheit, die sich alten Herkommen gemäß jedes Frühjahr zwischen den größeren Schülern der beiden Dorfschaften abzuspielen pflegten. Sein lebhafter Wille, sich dabei auszuzeichnen, brachte ihn bald in den Ruf eines tapferen Draufgängers. Und daneben machte er sich auch nicht das mindeste daraus, wenn der Lehrer in vollständiger Mißkenntnis der väterlichen Erziehungsziele den auf dem Schlachtfelde geholten Striemen und Beulen etwa noch einige weitere an unsichtbarer Stelle beifügte. Er betrachtete es vielmehr als seine Pflicht, das mit Schmerzen Empfangene jeweiligen baldmöglichst an die Widersacher von Kasparshub weiterzugeben.

Die erste neidlose Anerkennung für seine auf dem Altar der Dorfschere gebrachten Opfer wurde Heinrich Lenz von einer Seite zuteil, von der er sie am wenigsten erwartete

hatte. Nach einem besonders glücklichen Gefecht im Vochauer Sözlchen, in welchem es den Lenzholzer Eidgenossen gelungen war, ihre Gegner, die Burgunder von Kasparshub, in regellose Flucht zu schlagen und bis gegen ihr Dorf hinab zu verfolgen, verglich ihn seine Altersgenossin Sabine Bucher in ehrlicher Bewunderung mit dem Helden Hans Waldmann. Sie bekannte ihm in ihrer offenerzigen Weise, sie habe schon manchmal nachts darüber geweint, daß sie bloß ein Mädchen sei. Es sei so elend langweilig, wenn man die ganze Zeit artig und folgsam sein müsse und gar nie über die Schnur hauen und etwas Dummes oder sonstwie Besonderes machen dürfe.

Heinrich Lenz-Waldmann sah sie hierauf ein wenig von oben herab an. Er belehrte sie mit wenig Ritterlichkeit, das seien blödsinnige Gedanken von einem Schulmädchen, und man werde nach wie vor ohne sie mit den Schafböden fertig werden.

Nachher ärgerte er sich freilich über seine kleine Grobheit, denn das aufrichtige Lob aus dem Munde Sabinens hatte ihm sehr geschmeichelt; er vergaß darüber sogar, daß

sie bloß auf der Zelttegg draußen daheim war, und daß einige Knaben sie scherzweise das Seiden-Bucherli hießen, weil sie ihrer Mutter, einer armen Witfrau, etwa am Seidenwebstuhl helfen mußte und davon immer kleine Abfallfäden an den Kleidern hängen hatte.

Nicht lange darauf gab ihm Sabine einen neuen Beweis ihres heimlichen Wohlwollens. Das geschah an dem denkwürdigen Tage, da ihn der neugewählte Lehrer Rebmann in der Geographiestunde zum erstenmal als „dritten Heinrich“ aufrief. Da nämlich in seiner Klasse nicht weniger als drei Heinrich Lenke saßen, so mußte der ortsfremde junge Mensch in seiner Verzweiflung wohl oder übel auf eine Nebenbezeichnung denken, und in Hinsicht auf Eifer und Familienansehen verstand es sich von selber, daß der Mehlbuckheirich und der Frohnhofheirich nicht hinter den Tagelöhnersbuben zurückgesetzt werden durften.

Der leidige Zuname bekam zum Aerger seines Inhabers noch am gleichen Abend Gassenrecht. Einzig Sabine Bucher erklärte Heinrich großmütig, daß sie ihn nie mit so einer Dummheit wild machen werde, weil auch er ihr noch nicht ein einzigesmal Seiden-Bucherli nachgerufen habe.

Damit war in ganz unbewußter und unversänglicher Weise ein kleiner Bund geschlossen, dem der Zufall scheinbar freundlich gestimmt war, indem er ihm gleich am folgenden Tage eine rechte Erneuerung und Festigung zuteil werden ließ.

Heinrich und Sabine waren nachmittags auf dem Zeltboden mit Hanfziehen beschäftigt. Die winzige Hanfpunt des Lenkenmarti war von der des Zeltteggbauern Rösch, bei dem Sabine an Ferientagen etwa schaffte, nur durch einen schmalen Streifen frisch gemähten Kleefeldes getrennt, und Heinrich, dem die Arbeit nicht so recht aus der Hand gehen wollte, schielte oft verstohlen nach der Kameradin hin und wunderte sich, wie flink und sicher sie es anstellte, daß die kleinen Hanfbüschel, die sie kunstgerecht zu sogenannten Bössen halb kreuzweise auf die gedrehten Strohbander hinlegte, wie gekämmt aussahen, während ihm einzelne Stengel immer wieder zu schaffen machten und in recht unbotmäßiger Weise Verwirrung anrichteten.

Zulezt ging er kurzerhand zu ihr hinüber und sah ihr eine Weile aufmerksam zu. „Wo hast du denn Hanfziehen gelernt?“ fragte er mit wohlwollender Anerkennung.

„Wenn ich's nur kann“, gab sie selbstgefällig zurück. Sie hatte bereits einen schmalen, sauberen Gang von der Seite her in die gelbgrüne Mauer der dicht und hoch stehenden Stengel hineingetrieben. „Du merkst nicht einmal, was ich da machen will“, sagte sie jetzt und sah ihn mit überlegenem Lächeln an.

Er schüttelte fragend den Kopf.

„Also, so will ich es dir sagen: das muß eine Stube geben. Und dahinter kommt eine Nebenkammer, wie's der Brauch ist. So haben wir's beim Hanfziehen immer gemacht, ich und des Zeltteggers Magd, die Sophie, die jetzt auf dem Lehmhöfli verheiratet ist. Und wenn du mir eine Stunde lang hilfst, so sind beide Stuben fix und fertig, und wir machen nachher das gleiche auf euerm Aederlein auch.“

Er war gern dabei. Nachdem er ihr die kleinen Vorteile bei der Arbeit ein wenig abgeguckt hatte, schafften die beiden mit Fleiß und Hingabe an ihrem Werk. Sie trugen

die Hanfbüschel durch den engen Gang auf das Kleeefeld hinaus, so daß der gewonnene Raum frei blieb und in Wirklichkeit bald etwas mit einem heimeligen Stübchen gemein hatte. Heinrich ließ es sich daran gelegen sein, auf der einen Seite einen Ofen heraus zu sparen. Auch machte er sich eine besondere Arbeit daraus, den feuchten Erdboden vorweg mit den Füßen glatt zu treten. „So eine feine Stube haben wir noch nie zuweg gebracht!“ lobte Sabine mit glänzenden Augen.

Nebenbei vergaß sie sich etwa für ein paar Augenblicke aufs Schaffen. Das eine Mal hatte sie ein Marienkäferchen gefunden und hieß es nun von ihrer Fingerspitze aus in den blauen Himmel hinauffliegen. Dann wieder unterhielt sie sich mit einer großen, gelbgrünen Kreuzspinne, die irgendwo zwischen den Stengeln ihr Netz ausgespannt hatte und nun selber zur Gefangenen geworden war. Sabine wußte es durch gelenkiges Drehen und Wenden ihrer kleinen Hand so einzurichten, daß das aufgeregte Tierchen bei seinen fortwährenden Versuchen, sich auf den Erdboden niederzulassen, ihr die Finger kreuz und quer mit breiten, vierteiligen Strängen überspannte, bis sie das Spiel endlich satt hatte und der Künstlerin die ersehnte Freiheit gab.

Manchmal auch wieder sahen die beiden Kinder mit vereinter Aufmerksamkeit einem Lauffäfer zu, der, aus seinem Schlupfwinkel aufgeschreckt, erst planlos hin und her rannte, um sich zulezt ins dichte Stengelgewirr zurückzufinden, wo er sich augenscheinlich alsbald sicher und geborgen fühlte.

„Für den Käfer sind diese Hanfstengel mächtige Tannenhäuser“, belehrte Heinrich überlegen. „Und wenn ich einen um den andern ausreiß, so glaubt er ganz sicher, ich sei der Riese Buloth, von dem im Märchenbuche steht.“

Sabine fand das lustig. „Dann bin ich aber auch eine Riesenfrau“, sagte sie. Sie stellte sich neben ihn hin und reckte sich ein wenig. „Siehst du, ich bin fast so groß wie du!“

Er maß mit den Augen den Abstand zwischen seiner Schulter und der ihrigen. „Ja, wenn du dich auf die Zehen stellst!“ Dabei fielen seine Augen, ohne daß er es wollte, auf das kleine braune Mal auf ihrer linken Wange, um das sie hin und wieder von andern Kindern gedeutet wurde. Sie bemerkte den Blick, wandte sich ab und glitt behend auf seine andere Seite. Da sagte er ganz offen und redlich: „Du Dumme du! Du meinst gewiß, ich mache mir etwas aus dem!“

„O — ich noch viel weniger!“ log sie in schnippischem Tone. „Aber wenn mir die Hanna Schalcher noch ein einziges Mal ‚Fled‘ auf den Hestüberzug schreibt, dann reiße ich ihr die Zöpfe aus!“

Sie gingen nun wieder an die Arbeit. Sabine war zuerst ein wenig verstimmt. Heinrich flüchte und verbesserte da und dort und ärgerte sich im stillen darüber, daß die Seitenwände des luftigen Gemaches trotz seiner Bemühungen immer noch nicht winkelrecht zu einander standen. Sie war dagegen mit dem Werk aufs beste zufrieden. Bereits schaffte sie tüchtig an der Nebenkammer und trug Büschel um Büschel durch den lauschigen Verbindungsgang in die Stube und von da ins Freie hinaus.

„Ein Tigel!“ rief er plötzlich, indem er sich über die Hanfmauer hinreckte und nach dem nebenanliegenden Runkelrübenfeld hinüberjah. „Ein Tigel, und vier Junge bei ihm!“

Er brach gleich durch die seitliche Stubenwand hinaus und winkte ihr mit aufdringlicher Gebärde. „Komm schnell, eh' er die Kugel macht!“

Sie ließ alles liegen und beeilte sich, kam aber doch zu spät. „Weißt du was“, rief sie, „wir bringen alle fünf in unsere Stube und suchen ihnen Schneden und Würmer. Wenn sie dann Hunger haben, werden sie sich schon aufrollen.“ Hastig machte sie ihre Schürze los und spannte sie zwischen den Runkelrübenstöcken aus. Die fünf stacheligen Gesellen mußten es sich trotz einigem Fauchen der Igelin gefallen lassen, von den Kindern auf das grobmaschige Tüchlein gerollt und wie in einer Hängematte im Triumph in die Hanfstube getragen zu werden. Sabine tanzte um den wunderlichen Gang herum und war ganz außer sich vor Freude.

Heinrich bedauerte dagegen fortwährend. „Ei, wie schade, jetzt liegen sie da wie tot! Und ich habe sie beineln sehen! Der Alte voraus, und die Kleinen hinter ihm drein. — Gib acht“, befahl er nun. „Wir verstecken uns dort im Hausgang und warten, bis sie aus den Stachelbälgen herauskommen.“ Sie ließ sich bereden, trat aber zu seinem Aerger alle Augenblicke zu den Gefangenen hin und redete mit einem ganzen Schwall von lieben und freundlichen Worten auf sie ein, in der Hoffnung, sie zuletzt zutraulich machen zu können. Sie legte Ader Schneden und Raupen vor die Verstopften hin, wobei sie besonders den Kleinen mit unendlicher Mühe verständlich zu machen suchte, daß sie von den allerfreundlichsten Absichten beseelt sei. „Habt keine Angst, ich sperr' euch nicht in den Keller ein wie der Merken Schuhmächlerli, wenn ihr schon bei uns Mäuse im Ueberfluß hättet. Der Zeltthannes würd' euch doch bloß fangen und einen Braten aus euch machen.“

Wenn einer der Stachelkröte sein Rüsselnäschen witternd und schnuppernd aus dem Versteck vorstreckte und sich mit den schwarzen klugen Neuglein nach einer Fluchtgelegenheit umsah, jubelten sie förmlich auf, wodurch die klugen Tiere eben wieder erschreckt und veräuschtert wurden.

Unversehens kam ihr jetzt etwas anderes in den Sinn. Sie stellte sich vor Heinrich hin und sagte lachend, indem sie nach ihrer Art den Kopf leicht auf die rechte Seite neigte: „Herr Riesenmann, die Riesenfrau möchte gern etwas zu Abend essen. In eine Hanfstube würden Hanfäpfel am besten passen. Weißt, die mag ich gut, schon des Namens wegen. Nicht sauer sind sie und nicht süß, dabei so gelb und schön weich, man kann hineinbeißen, wie in einen Butterzollen!“

Heinrich gestand, daß er eben in dem Augenblick auch an Söllbergers Baum gedacht habe. „Eigentlich — es sind ja bis zur Beckenwiese hinüber höchstens zweihundert Säke“, überlegte und beschloß er bei sich. „Und den Äpfeln merkt man es nicht im geringsten an, daß sie einem geizigen Kasparshuber gehören. Du kannst unterdessen von unserm



Konrad Grob. — Mittagsrast.

Hausgang aus acht geben, ob niemand den Baldenfußweg heraufkommt.“

Er stand bereits im Runkelfeld drüben und suchte nach gut geformten, mäßig großen Adersteinen, die er als Wurfgeschosse in die Hosentaschen steckte. „Aber aufpassen!“ mahnte sie noch von der Stube aus. „Der Söllberger ist nicht der Sauberste, der kann wegen drei Weichsektirischen einen ganzen Tag auf dem Anstand liegen. Glaub' es nur, wenn der einen von Venkenholz beim Äpfelstehlen erwischen könnte, das würd' er in den Kalender hineinschreiben.“

Sie stellte sich auf einen Hanfbossen, um ihm nachzublicken zu können, wie er auf der Grenzfurche hinschlich, unwillkürlich etwas geduckten Ganges, obgleich ihm die Hanfmauer vorläufig nach der Kasparshuber Seite hin Schutz bot. Es dauerte wenige Augenblicke, so stand er schon unter dem nicht überreich mit Früchten gesegneten Baume und lag der kurzweiligen Arbeit des Äpfelwerfens ob, die er anfänglich mit diebischer Hast betrieb, nach und nach aber, die Gefahr vergessend, mit fast genießerischer Beschaulichkeit.

Sie empfand plötzlich Angst um ihn. Und wie sie jetzt einen besorgten Blick die Halbe hinabgleiten ließ, kam richtig ein Mann in kurzem Lauffschrift den Fußweg herauf, dem Äpfeldieb vorläufig noch durch eine Haselheide verdeckt. Klopfsenden Herzens sah sie den Abstand zwischen ihm und dem harmlosen Knaben mit jeder Sekunde kleiner werden.

In ihrer Bedrängnis wollte sie zuerst laut seinen Namen rufen. Nein — das ging doch nicht an! Sie mußte sich unwillkürlich selber die Hand vor den Mund halten.

Nun versuchte sie, ihn durch einen Pfiff zu warnen; aber ihre Lippen gaben keinen Ton her, obschon sie sonst sogar ein einfaches Liedchen pfeifen konnte. In der höchsten Not stieß sie einen hellen Ausruf aus, worauf Heinrich sogleich stutzig wurde und das Schwierige seiner Lage erkannte. Mit ein paar Sprüngen hatte er die nahe Hanf-



Neue Schweizer Zinnwaren. — Entwurf: Gewerbeschule Zürich. Ausführung: Zinngießer Rapold in Zürich.

mauer erreicht. So schnell in die Füße trugen, strebte er jetzt in ihrem Schutze dem Zeltwalde zu, fand es jedoch, da er diesen kaum mehr ungesehen hätte erreichen können, für geratener, sich auf halbem Wege hinter dem dicken Stamm eines Birnbaumes zu verstecken.

(Fortsetzung folgt.)

Neue Schweizer Zinnsachen.

Wer kennt sie nicht, unsere prächtigen alten Schweizer Zinnsachen, die Kannen vor allem, dann die Teller und Platten, die Dosen und Leuchter! Wer welche besitzt, zeigt sie mit Stolz und freut sich, wenn er sich eine Sammlung anlegen kann. Der eine legt mehr Wert darauf, seine Sammlung möglichst vielseitig auszubauen, der andere sucht mit Waidmannseifer Abarten einer bestimmten Landesgegend aufzuspüren. Es gibt Kenner auf diesem Gebiete, die auch über die Namen und die Marken der Zinngießer genau Bescheid wissen. So wundern wir uns weiter nicht darüber, wenn die alten Schweizer Zinnsachen im Werte sehr gestiegen sind. Schöne und guterhaltene Stücke werden heute hoch bezahlt. Da sich diese Preise nicht jedermann leisten kann, und der Nachfrage auch nicht entsprochen werden könnte, wird das alte Zinngeschirr wieder nachgegossen und als neu in den Handel gebracht. So sind heute wieder Zürcher-, Berner-, Bündner-, Walliser- und Waadtländerkannen käuflich. Und es hat den Anschein, daß sie gern und oft gekauft werden. Die alte Schweizer Sitte der Kannenschenkung lebt wieder auf. Die wenigen Zinngießer, die hierzulande noch Verdienst finden, können beschäftigt werden. So scheint die Sache in Ordnung vor sich zu gehen, und es gibt Leute, die sich darüber freuen.

Sie vergessen leider, daß sie der Nachahmerei — um nicht den gröbsten Ausdruck zu gebrauchen — Vorschub leisten und dem heutigen Kunstgewerbe die Möglichkeit nehmen, sich auf diesem dankbaren Gebiete zu betätigen. Es ist immer ein schlechtes Zeichen, wenn man sich damit begnügt, alte Formen zu kopieren. Sind wir denn so geistes-

arm, daß wir nichts Neues mehr zu formen vermögen? Fast hat es den Anschein, wenn wir an die Nachahmerei alter Zinnsachen denken. Wie sehr man vielerorts sogar den Sinn für das Material verloren hat, beweist die Tatsache, daß alte Schweizer Zinngeschirre des 16. und 17. Jahrhunderts in Silber nachgegossen werden und zwar im naiven Bestreben, etwas besonders Wertvolles herzustellen. Es wird dabei übersehen, daß dem Zinn das Guß- und Drehverfahren eigen ist, während Silber gewalzt oder gehämmert werden sollte. So ist der Nachguß alter Zinnformen in Silber als materialwidrige und prokige Nachahmung abzulehnen.

Wir freuen uns, heute mitteilen zu können, daß von Zürich aus Anstrengungen gemacht werden, neue Schweizer Zinnsachen auf den Markt zu bringen. Die Direktion der auf kunstgewerblichem Gebiete führenden Ge-

werbeschule und des Kunstgewerbemuseums der Stadt Zürich hat vor einiger Zeit unter ihren Schülern der Metall- und Bildhauerklassen einen Wettbewerb zur Erlangung neuer Zinnsachen veranstaltet. Die Ergebnisse liegen heute vor. Dank dem freundlichen Entgegenkommen der genannten Direktion können wir sie in der „Berne Woche“ im Bilde wiedergeben. Auf dem einen Bild (Seite 420) erblicken wir einen mit Zinngeschirr gedeckten Tisch. Eine Obstschale und ein Obstteller, zwei Kerzenleuchter und eine Kanne. Auf dem zweiten Bilde (Seite 421) sind diese Gegenstände besser zu erkennen. Beim Betrachten dieser Bilder wird sofort klar, daß es gelungen ist, neue Formen zu finden. Die Kanne beispielsweise lehnt sich in keiner Weise an eine alte Form an. Dem Entwerfer muß hier uneingeschränktes Lob gespendet werden. Es war nicht leicht, etwas Neues, Modernes zu finden. Die Form ist aber auch dem Metall gut angepasst worden: Sie ist materialgerecht. Wer das Original gesehen hat, ist entzückt über die schlichte, weiche Formgebung; der samtmatt glänzende Glanz des Zinns gibt der Kanne ein gediegenes, behäbiges Aussehen. Ein edler Tropfen daraus treibet, mag wohl zu einem Becher, nicht aber zum Zechen verleiten. Inschriften, Widmungen haben auf dem schön gerundeten Bäumlein prächtig Platz. So eignet sich die Kanne ausgezeichnet für Geschenke. Auf dem Buffert nimmt sie sich prächtig aus. Auch die Kerzenleuchter überraschen und erfreuen selbst verwöhnte Augen. Endlich wieder einmal etwas Neues, Eigenwilliges, ruft der Kenner aus! Spätere Zeiten werden diese Gegenstände hoch einschätzen, genau gleich, wie wir heute die alten Zinnsachen. Unsere Nachahmungen alten Zinngeschirrs aber wird man abschließend als schwächliche Epigonenarbeit ablehnen. Dessen sind wir überzeugt.

Auch die gedrehten Schalen und Teller sind durchaus materialgerecht gedacht und ausgeführt. Die Einfachheit des Ornaments macht besondere Freude. Nicht minder schön ist der Wandspiegel. Die Zürcher haben hier prächtige Arbeit geleistet. An uns ist es, sie anzuerkennen und durch Käufe zu unterstützen. Die Preise sind durchaus erschwinglich. Sie sind eher bescheidener als die „modernen“ Nach-